

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

20]

Roman von E. Viebig.

„Hübsch? Hübsch?!“ Die Verwunderung war sehr groß.

„Hübsch? Sie sagen hübsch?“ Minde war ganz naives Erstaunen. „Das ist das erste, was ich höre. Wlodzimira, findest Du sie hübsch?“

Fräulein Starzynska schlug die Hände zusammen. „Keine Spurr! Sie hat ja garr keinen Chic! Findest Du sie hübsch, Mia?“

„Ein unbedeutendes Strohgänschen, ein Alltagsweibchensgesicht. Ich kann so etwas unmöglich hübsch finden!“

Man sprach seit ungefähr einer Stunde über Elisabeth Reinharz, als Goedeke erschien. Er kam mit einem kostbaren Blumenstrauß; da seine Frau nicht zugegen war, erlaubte er sich das. Er küßte jeder der Damen die Hand und wurde mit süßem Lächeln empfangen. Jede hatte ein Anliegen an ihn.

„Also Sie arrangieren einen Damenabend?“

„Teuerrerr, bitte, bitte, lassen Sie's noch in drei, viert Zeitungen setzen, mein Trauerrspiel —“

„Funktion, ich lese.“

„Können Sie mir nicht sagen, welche Robe trug die Prinzessin gestern bei der Galavorstellung, als der Kammerherr sich über ihre Schulter neigte?“

„Wenn mein Trauerrspiel erscheint, müssen Sie —“

„Ich brauche es nämlich zu meinem Roman. Also welche Robe?“

Es schwirrte auf Goedeke ein; er dienerte und lächelte.

„Mein Bintscher hat sich verlaufen,“ sagte Frau von Lindenhayn, „gehen Sie zur Polizei, lieber Goedeke!“

„Mache mir 'ne Ehre draus, janz zu Diensten!“ Goedeke dienerte wieder; er sah das unbeachtet auf dem Boden liegende Buch und hob es auf. „Nanu!“

Er zog die Augenbrauen hoch und pustete die Backen auf. „Da haben wir ja die Reinharz auch; wohin ich komme. Habe ichs Maiern nicht gleich gesagt? Mir hat er sie zu verdanken!“

Er hielt das Buch in die Höhe und wedelte aufgeregt damit hin und her. „Grandioses Talent! Ein Evenemang! Außer Ihnen, meine Damen — er legte die Hand aufs Herz und ließ einen verbindlichen Blick reihum gehen — „das prächtige Talent der Fejertwart!“

„Echauffieren Sie sich nicht, lieber Goedeke,“ sprach Frau von Lindenhayn über die Schulter. „Darf ich Ihnen eine Tasse Thee zur Abkühlung anbieten?“

Er stand ganz verblüfft, die Damen lächelten ihn nicht mehr an; eine merkwürdige Kühle wehte ihm entgegen.

Gut, daß die Jose hereinschlüpfte und mit einer Miene, die ganz der Wichtigkeit der Situation entsprach, Herrn Wolfgang Eisenlohr anmeldete; selbst sie sprach den Namen des großen Dichters mit einer andachtsvollen Schen aus.

Eine gewisse Aufregung bemächtigte sich der Damen. Minde Rosen warf einen schnellen Blick in den Spiegel. Goedeke eilte zur Thür, ihm entgegen; die Starzynska hinter Goedeke drein.

Da war er!

„Wie schön, daß Sie kommen, teuerrerr Meisterr!“ Die Starzynska zerdrückte ihm fast die Hände.

„Servus, servus!“ Goedeke schleppte dienstfertig den bequemsten Sessel herbei.

Minde errötete. Mia Widmann fühlte sich ganz als Kollege des berühmten Mannes und schüttelte ihm kräftig die Rechte.

„Ich freue mich,“ sagte Frau von Lindenhayn in ihrer schleppenden Sprechweise und reichte ihm die Hand zum Kuß.

Eisenlohr schien nicht angenehm überrascht, hier diesen ganzen Kreis zu finden. Er ließ den Blick nicht von der schönen Frau. Sie sah bezaubernd aus in ihrem losen, weißen Gewand, mit dem müden Aufschlag ihrer langbewimperten Wimper. Sie hielt ruhig seinem Blick stand; sie errötete nicht; mit lässiger Grazie ließ sie sich wieder auf dem Sofa nieder.

Die Jose bot Thee an. Goedeke nahm ihr das Tablett ab und präsentierte selbst, rief dabei aufgeregt nach Rum und Zuckerdose. Eisenlohr liebte den Thee sehr süß, sehr stark mit Geistigen versetzt.

„Der Zaubertrank der Circe!“ sprach der Dichter nach dem ersten Schluck mit einem bezeichnenden Blick nach dem Sofa hin.

Minde sicherte hell auf.

Die Starzynska rüdtte ungeduldig mit ihrem Stuhl hin und her. „Wissen Sie's schon, teuerrerr Meisterr, mein Trauerrspiel —“

„Weiß schon.“ Er bewegte nachlässig die Hand; und dann, sich ganz zur Lindenhayn wendend, gratulierte er ihr in warmen Ausdrücken zum Erfolg ihres neuesten Buches.

„Ich freue mich,“ schloß er, „in Ihnen eine kongeniale Natur gefunden zu haben. Auf Ihr Wohl!“ Er trank seine Tasse Thee leer. „Ich trinke auf das Wohl der besten weiblichen Feder, des Venussterns am Himmel der Kunst!“

„Sie vergessen die Reinharz!“ rief Wlodzimira dazwischen, ihr Organ klang grell.

Und Mia Widmann setzte spitz hinzu: „Unser neuester Stern!“

„Mein Gott, ist sie denn wirklich so bedeutend?“ flüsterte Minde Goedeke zu. „Sie hat doch erst ein einziges Buch geschrieben!“

Goedeke hütete sich wohl, etwas zu erwidern; er hing an den Lippen des berühmten Mannes.

Eisenlohr machte ein Gesicht, wie: „Zhr könnt mir leid thun!“ Er steckte die Hand in den Busen und lehnte sich hintenüber.

„Was sagen Sie, teuerrerr Meisterr?“ Wlodzimira fuhr auf ihn zu: „Ist sie wirklich so bedeutend?“

„Bedeutend? Wer? Wer?“

„Nun, die Reinharz!“ Außer Frau v. Lindenhayn riefen sie's alle.

„Bedeutend — —?!“ Eisenlohr zog das Wort in die Länge. „Ich bitte Sie!“ Er zuckte die Achseln. „Anfängerin, steckt mit allen Jafern noch im Dilettantismus. Kann ja sein, daß sie 'mal eine ganz leidliche Schriftstellerin wird, aber jetzt — er zuckte wiederum die Achseln — „kann sie doch nicht mitreden!“

Aha! Die drei Damen tauschten ihm wie einem Orakel. Wlodzimira warf den Kopf auf: „Sagte ich's Euch nicht gleich, garr kein Talent!“

„Das habe ich nicht gesagt!“ Eisenlohr wurde rot. „Ich spreche nie jemandem das Talent ab.“

„Sie ist ein Talent,“ sagte Frau von Lindenhayn.

„Natürlich!“ Goedeke war nicht mehr kleinlaut, er fühlte sich von Frau von Lindenhayn unterstützt. „Ein Talent, natürlich, mehr habe ich auch jarnicht behauptet. Apropos, haben Sie denn die Kritik gelesen, heut in der Morgenausgabe?“

„Ich lese keine Kritiken.“ Eisenlohr kreuzte die Arme über der Brust.

„Was will eine Kritik besagen!“ Mia Widmann zuckte die Achseln. „Wer liest überhaupt eine Kritik?“

Frau von Lindenhayn lächelte fein. „Ich habe sie gelesen.“

„Was stand denn? Wie warr sie denn?“ Die Starzynska beugte sich weit über den Tisch. „Warr sie gut?“

Frau von Lindenhayn ließ einen flüchtigen Blick um den Tisch gleiten. Alle Köpfe neigten sich ihr lauschend zu, alle Blicke waren auf sie geheftet; der Dichter allein sahien sich nicht zu interessieren.

„Sehr gut!“ sagte sie.

„So erzählen Sie doch!“ Ungeduldig klopfte die Widmann mit dem Füßchen.

Es dämmerte etwas wie geheimer Spott in den unergründlichen Augen der schönen Frau. „Oh, der Recensent fühlte sich erst gedrungen, über die Vielschreiberei im allgemeinen zu reden. Ueber die Unsitte der Autoren, ohne von innerer Notwendigkeit getrieben zu sein, jedes Jahr ihren Wand auf den Markt zu schleudern. Aber das interessiert Sie ja weiter nicht.“ Sie wandte sich besonders an Eisenlohr.

„Weiterr!“ drängte die Starzynska.

„Er rühmte im Gegensatz dazu das echte Talent der Reinharz, das schreibt, weil es schreiben muß.“

Frau von Lindenhayn machte wieder eine kleine Pause. „Wenn ich mich recht erinnere“, sagte sie dann und stützte den Kopf in die Hand, „sprach er von der Entdeckung einer dichterischen Größe.“

„Was? Lächerlich!“ Die Starzhynska gestikulirte lebhaft.

„Er prophezeite, die Reinharz würde bald — ja, ja, so lautete der Passus — sie wird bald andere Sterne verdunkeln, die bis jetzt“ — Frau von Lindenhayn hielt inne.

Niemand sprach.

Durch das Gemach schwebte etwas, lautlos und schwül wie die Stille vor dem Sturm, er drohte loszubrechen.

„Unerhörte!“ Die Starzhynska schnellte empor.

„Sie wird bald andere Sterne verdunkeln, die bis jetzt als solche galten,“ wiederholte Frau von Lindenhayn lauter. „Und so weiter. Eine glänzende Recension, nicht wahr?“ Ihre zartgewölbten Brauen zogen sich etwas in die Höhe; sie sah reichum.

(Fortsetzung folgt.)

Bu spät!

Sie war nur dürftig gekleidet, die verhärmte blasse Person, die mit ihrer arbeitsiharten Hand den Hebel der elektrischen Klingel beim Herrn Doktor zog, und sie erschauerte über den ihr ungewohnten lauten, schrillenden Ton.

Zitternd und ängstlich forschend horchte sie dann, ob sich im Korridor etwa Schritte nähern würden; eine Entschuldigung über das laute Tönen der Glode schwebte ihr auf den Lippen. Sie hatte ja doch keine Ahnung, daß die Klingel so laut geht, an ihrer Wohnungstür, ach Gott, da kann man tüchtig an der Klingel reißen, ehe sie mal ein leises Wimmern laut werden läßt. Willkommen und schüchtern wartet sie noch immer, dabei den dicken Fußteppich und die Läufer auf der Treppe betrachtend, als endlich die Thür geöffnet wird und die Haushälterin des Herrn Doktors sie ansieht: „Was wünschen Sie denn und warum klingeln Sie denn so laut!“

Verstürzt und verlegen bringt sie ihre Entschuldigung heraus und bittet, daß der Herr Doktor doch zu ihrer Kleinen kommen möchte, „die hat es so im Hals — und sie kann schon garnicht mehr schlafen“, und schluchzend fährt sie fort: „Ach meine Kleine ist doch so sehr krank, sie kennt mich schon nicht mehr!“

„Ja aber der Herr Doktor hat jetzt keine Sprechstunde, da müssen Sie wiederkommen,“ und mit einem prüfenden Blick auf die Bittstellerin erklärt die Haushälterin weiter: „Für Armenranke ist auch nur nachmittags von drei bis vier Uhr Sprechstunde!“

„Ach liebes Fräuleinchen, ich kann ja meine Kleine nicht herbringen, sie ist so heiß, daß sie den Tod davon haben kann; ich bitte recht schön, sagen Sie's doch dem Herrn Doktor, daß er noch vorher kommt!“

„Ja, haben Sie sich denn schon einen Schein besorgt?“

„Einen Schein? — Was denn für einen?“

„Na einen vom Armenvorsteher!“

„Ja muß ich denn einen solchen haben?“

„Na gewiß! Sie wollen den Herrn Doktor doch in seiner Eigenschaft als Armenarzt konsultieren?“

„Ach ich bitte recht schön — ja ich — ich kann ja freilich jetzt nichts bezahlen, denn seit meine Kleine krank ist, konnte ich nicht mehr aus dem Hause waschen gehen und — der Erste ist auch erst gewesen,“ fügt sie entschuldigend hinzu.

„Aber Frau, ohne Schein darf ich Sie nicht melden, und dann ist der Herr Doktor auch gerade bei Tisch; gehen Sie nur erst zum Armenvorsteher und holen Sie sich den Schein und dann kommen Sie zwischen drei und vier Uhr wieder!“

„Ach Gott, ach Gott! Derweile wird sie mir noch kränker oder sie stirbt mir auch,“ schluchzte sie; „ich weiß auch nicht, wo der Armenvorsteher wohnt — bitte Fräuleinchen, sagen Sie's doch dem Herrn Doktor, daß er auch ohne Schein kommt, ich bringe den Schein ja bestimmt nachher — meine Kleine ist doch zu krank!“ und Thränen stürzten dabei über ihr verhärmtes bleiches Gesicht.

„Aber Frau, warum haben Sie sich denn nicht schon vorher den Schein geholt, und warum haben Sie denn so lange gewartet?“

„Ach, Fräuleinchen, bei uns ist das man so, das hab ich gar nicht gedacht, daß es so schlimm wird, und dann weiß unsereins ja auch nicht so Bescheid mit allem; bitte, sagen Sie's doch dem Herrn Doktor, daß er auch so kommt!“

„Aber ich kann und darf das nicht,“ und in einer Anwendung von Mitleid bemerkt die Haushälterin noch: „Das beste ist, Sie gehen gleich zum Armenvorsteher: der wohnt hier ein paar Häuser um die Ecke, Nummer zwölf, vorn eine Treppe, und der Herr hat bis um ein Uhr Sprechzeit; beeilen Sie sich nur, daß Sie hinkommen, und dann können Sie meinetwegen wiederkommen!“

Die Arme will noch einen Versuch machen, aber schon ist die Haushälterin verschwunden und die Thür geschlossen. Unschlüssig steht sie noch einen Augenblick vor der geschlossenen Thür, ein

krampfhaftes Schluchzen verhaltend, dann trocknet sie ihre Thränen mit der Schürze und eilt hastig die Treppe hinauf und zum Armenvorsteher, um noch vor Schluß der Sprechstunde dort einzutreffen.

In fliegender Hast läuft sie an den Häusern entlang und sucht die ihr genannte Hausnummer, — ach, die „paar Häuser“ sind zu einer ganzen Straßlänge geworden; aber doch, ganz am Ende der Straße findet sie das Haus.

Im ersten Stock wohnt der Armenvorsteher; auf den mit Teppichen belegten Treppe streicht sie mit den Händen ihr Haar glatt und entfernt die Spuren der Thränen von den Wangen. Bald steht sie auch auf dem zu einem Wartezimmer eingerichteten geräumigen Korridor, in welchem auf einer Rohrbank und mehreren Stühlen junge und alte Frauen und Männer sitzen, während einige noch sitzen.

„Sie müssen hinten hin,“ wird ihr von einer jungen Frau in eleganter schwarzer Traueroilette gesagt, als sie sich vorzudrängen versucht, „Sie sind zuletzt gekommen!“

„Ach liebes Fräulein, lassen Sie mich doch mal vor,“ bittet sie diese bescheiden, „ich will ja man bloß einen Schein für den Doktor haben; meine Kleine ist ja so sehr krank!“

„Na denn jeht se man hier vorne her,“ sagt eine ältere armlich gekleidete Frau, „sowat jeht vor!“ Auch mehrere andere machten ihr bereitwilligst Platz. „Ich sehe aber gar nicht ein, warum ich länger warten soll, wie Sie,“ sagt die junge Frau im Trauerkostüm pikirt zu ihr und zu den anderen gewendet: „Wenn Sie ihr Vorrecht aufgeben wollen, ich nicht; ich habe auch zu Hause nötig zu thun; warum kommt sie denn so spät!“

Alle anderen verzichteten, als sie die traurigen Schmerz- und angst-erfüllten Züge der zuletzt Gelommenen sehen, nur die junge Frau nicht, der auch dann von den anderen der Vorrang gelassen wird; dafür mußte sie aber einzelne spitze Bemerkungen der Anwesenden wie „Plitterfahne!“ oder „hat keine Muttergeföhle!“ mit in den Kauf nehmen.

Bald darauf entläßt der Armenvorsteher einen Bittsteller aus seinem Zimmer und unter einer eleganten Verbeugung betritt die trauernde Dame sein Bureau. Endlich ist auch diese abgefertigt und zagend und herzlos betritt sie nun das Bureau des Armenvorstehers, schüchtern an der Thür stehen bleibend.

„Sie wünschen?“

„Ach lieber Herr,“ stammelte sie verlegen, „ich möchte man einen Schein haben; meine Kleine ist so krank und der Erste war erst — ich habe schon die ganze Woche nicht aus dem Hause gehen können...“

„Wo wohnen Sie denn?“ — „Wie heißen Sie?“ — „Sind Sie ledig oder verheiratet?“ — „Was ist Ihr Mann?“ Diese Fragen schwirren ihr alle entgegen.

„Mein Mann ist tot; er war Eisenbahnarbeiter!“

„Wo Sie wohnen?“

„S... straße 20, Hof links vier Treppen!“ stammelt sie erschreckt durch die heftige Frage.

„Und Sie heißen?“

„Witwe Marie Römer!“

„Warum wollen Sie denn nun der Armenkommission zur Last fallen? Sie sind doch noch rüstig und können arbeiten und verdienen?“

„Ja, lieber Herr Vorsteher, durch die Krankheit meiner Kleinen konnte ich nicht außer dem Hause gehen, und der Verdienst ist so schon in der letzten Zeit man recht knapp bemessen!“

„Ach das kennen wir schon! Bei jeder Kleinigkeit soll die Armenkommission herhalten!“

„Nein, nein, lieber Herr! — Ich wäre gewiß nicht gekommen, aber meine Kleine ist von dreien die letzte, die mir geblieben; die andern beiden sind schon voriges Jahr gestorben — das Fräulein vom Doktor hat mich hergeschickt, daß ich erst den Schein holen soll, — meine Kleine ist doch zu krank!“

„Können Sie denn die Kosten für die ärztliche Behandlung später der Armenkommission ersetzen oder abzahlen?“

„Jawohl lieber Herr! nur jetzt habe ich kein Geld und ich möchte ja man bloß den Schein für den Doktor!“

„Na nun hören Sie endlich mit Ihrem Schein auf, den werden Sie bekommen, wenn ich festgestellt habe, daß Sie dessen bedürftig sind! Beantworten Sie mir jetzt meine Fragen,“ befiehlt der Herr Vorsteher streng.

Verächtlich und ihre Thränen gewaltsam zurückhaltend beantwortet sie nun dem Armenvorsteher die an ihr gestellten Fragen unter einer qualvollen Unruhe und Angst um ihre Kleine, während der Herr Vorsteher alle Fragen und Antworten genau und gewissenhaft zu Papier bringt, und endlich, nach einer langen halben Stunde, ist sie im Besitz des Scheines für den Arzt und entlassen. Eilig fliegt sie mehr als sie geht, die Treppe herab, denn schon über eine Stunde ist sie von ihrer Kleinen fort und diese mit ihrer schrecklichen Fieberhitze allein! Ach und wie wird ihr Liebling dürsten und niemand ist da, der ihm die Lippen nekt! — Und diese Umstände! —

Auf dem Wege nach ihrer Wohnung muß sie beim Doktor vorbeigehen. Sie eilt und rennt, daß ihr die Lente auf der Straße nachschauen; erhebt langt sie endlich beim Arzt an und leiße, ganz leiße ergreift sie mit zitternder Hand, fast außer Atem, den Hebel der Klingel, damit es nur nicht wieder so laut klingelt und das Fräulein darüber umgehalten wird. Die Haushälterin öffnet und fragt schon in der Thür, ob sie den Schein habe; Weibchen

überreicht sie derselben das zusammengefaltete Blatt, ängstlich und erwartend die Bittle äußernd, daß der Herr Doktor doch nun kommen möchte.

„Ja, liebe Frau, der Herr Doktor kann wahrscheinlich erst nach der Sprechstunde kommen, und halb fünf, wenn nicht gar fünf Uhr kann es immerhin werden; aber gedulden Sie sich nur, der Herr Doktor kommt bestimmt!“

Und wieder ist die Thür zu, und die Kermse steht draußen und droht vor Ermattung umzufinken, doch der Gedanke an ihre verlassene Kleine beherrscht sie und wieder eilt sie mit fliegenden Schritten die Straßen entlang, ihrer Wohnung zu.

Die Luft drohte ihr auszubleiben, als sie in rastloser Eile die vier Treppen noch ersteigen will, aber nur schnell — schnell, damit sie nach oben kommt. Hastig will sie die Thür öffnen, die zitternden Finger können kaum den Schlüssel halten, und zum Bettchen stürzend sieht sie ihre Kleine mit röchelnder Brust krampfhaft Atem holen, hochrot ist das Köpfchen, während die kleinen Hände sich angstvoll in das Deckbett hineinbohren und die Lippen verdorrt und rissig schwarzrot scheinen.

„Dust, Dust Mama! Dust! Tinten!“ wimmert es ihr entgegen. Eilig nekt sie die Lippen ihres kranken Liebings, der nun in gierigen Zügen mit schmerzhaft verzogenem Gesichtchen trinkt, dann in seine Krissen zurückfällt und „Baba machen! Lafen!“ röchelt. Müde und abgehebt sinkt sie auf einem Stuhl am Bette ihrer Kleinen und halb wachend, halb ohnmächtig ist ihr Gedante auf das Kommen des Doktors gerichtet.

Ah dieser schwere, übertriebene Atem ihrer Kleinen, das kürzer und heftiger, werdende Röcheln und dann — plötzliche Stille und Ruhe! — Angstvoll beugt sie sich über ihr Kind. — Ein Schrei! Tot! — und über das Bettchen, ihrer Kleinen, ihres Legten, liegt auch sie von einer Ohnmacht umfangen.

Stöhnend und puseind leucht der Herr Doktor, kurz vor drei Uhr schon die vier Treppen empor, unwillig über diese Menschen in sich hinein schimpfend, die einen so vielbeschäftigten Arzt solche Treppen steigen lassen, „aber er wird nächstens sein Amt als Armenarzt ausgeben; da sind jüngere Kollegen, die sich dadurch gerne eine Praxis erwerben wollen!“

An dem blankgeputzten Messingschild der Thür liest er den Namen Körner, und kurz entschlossen klinkt er dieselbe auf und tritt ein.

„Aha! Gleichzeitig zwei Patienten,“ sagt er sich, als er die Bewußtlose über das Kinderbett liegen sieht. „He! Sind Sie Frau Körner? — He! Frau“, und sie an der Schulter rüttelnd, bemerkt er: „Ist 'ne Thorheit, so über das kranke Kind zu fallen; nimmt ihm ja die Luft weg!“ — „Na, ein paar Tropfen Wasser werden die Lebensgeister schon wieder wecken“, und aus einer Waschkübel beträufelt er Kopf und Nacken der Bewußtlosen, bis sie endlich unter schmerzlichem Stöhnen aufatmet und mit geschlossenen Augen auf ihren Stuhl zurücksinkt.

„Ah! Die Kleine schon tot; na da ist nichts mehr zu machen; komme zu spät, zu spät.“ Er fählt den Puls der Kleinen Leiche, untersucht sie oberflächlich und stellt fest, daß hier die Diphtheritis ein Opfer gefordert hatte.

„Zu spät! zu spät!“ brummte er mit Kopfschütteln, als er die Thür hinter sich zumachte und den Nachbarn sagte, daß sie einmal nach der Frau sehen sollten: „Zu spät, zu spät geht!“

H. F.

Kleines Feuilleton.

dg. Berliner Brunnen. Wenn die Hausfrau in diesen heißen Hundstagen den „kühlen Gänsewein“ einfach aus dem Leitungsröhre nimmt, so hatten es ihre Urelternmütter nicht so bequem; der Straßenbrunnen mußte ihnen Wasser liefern und zwar der Straßenbrunnen allerprimitivster Art. Bis in das 18. Jahrhundert hinein hatte Berlin nur „Bütten“ oder „Wunderbeome“, d. h. Ziehbrunnen. Die erste Erwähnung der öffentlichen Brunnen bringt das Stadtbuch, darin es heißt: „Die Straßenbrunnen sollen diejenigen, die da von Alters her dazugehören, in guten Stand halten und man soll einen jeden mit Namen zu seinem Brunnen schreiben auf ein Papier. Wolle indessen jemand aus einem anderen Brunnen Wasser holen, zu welchem er nicht gehört, der müsse zur Erhaltung des einen und des anderen Brunnen seinen Beitrag geben.“ Bei drohender Feuersgefahr mußte jeder Einwohner Wasser vom Brunnen holen und in einem großen Gefäß vor seiner Thür bereit halten, wer dagegen fehlte, zahlte 8 Pfennige Strafe an den „Kulebodel“ das heißt den Totengräber. Im 16. Jahrhundert war es Sache des Magistrats, „Wasserlösen“ bei den Brunnen zu halten. Das erste amtliche Brunnenverzeichnis stammt aus dem Jahre 1607, betrifft aber nur die Brunnen von Köln. Es gab danach hier nur 16 Straßenbrunnen, in der Breitenstraße deren zwei. Der eine, der jetzt noch vor dem Marstall steht, hieß im Volksmunde der „rote Brunnen“. Merkwürdigerweise ist es derselbe, in den am 18. März 1848 jene Kartägenkugel schlug, über die einer die Worte der Proklamation des Königs schrieb „An meine lieben Berliner!“ Eine Brunnenordnung von 1660 zählt in Berlin schon 51 öffentliche und 238 Hofbrunnen, in Köln 15 Straßenbrunnen und 141 auf den Höfen. Das Eingehenlassen der letzteren war bei 10 Thaler Strafe verboten. Beschädigungen der Brunnen wurden mit Gefängnis und Prangerstehen bestraft. Jeder Brunnen

hatte zwei „Brunnenherren“, die sie „zu besehen und in gutem esse zu erhalten hatten“. Sie mußten ihr Amt auf vier Jahre übernehmen. Jeder Hauseigentümer gab vierteljährlich an sie „zween Groschen“, jeder Mieter einen Groschen Brunnengeld, das für Reparaturen aufbewahrt wurde. Erst 1709 traten an die Stelle der Bütten „Ventilbrunnen“. 1724 erließen ein neuer „Brunnenetlaß“. Die Berlinerinnen hatten die Linsitte einreißten lassen, an den Straßenbrunnen „ganze Zober Zeug“ zu waschen, auch „allerlei unreines Zeug und Gefäße“ daran anzuspülen. Da nun die Brunnen hierdurch „gänzlich ruiniert worden“, gebot der Rat bei Gefängnisstrafe mit solchen Sachen „an die Spree zu gehen.“ Erst 1836 wurde die Gefängnisstrafe in eine Geldabgabe von 15 Silbergroschen herabgesetzt. 1846 zählte Berlin schon 937 Straßenbrunnen. Im selben Jahre wurden auch die ersten artesischen Brunnen aufgestellt. 1878 erhielten die schlechtesten Wasserpender die Bezeichnung: „Kein Trinkwasser!“

— **Die Schutzmaus.** Es ist eine festgestellte Thatsache, daß bei den Bergwerkskatastrophen durch schlagende Wetter mehr Menschen durch das dabei gebildete Kohlenoxydgas als durch die Gewalt der Explosion und durch Verbrennung umkommen. Dr. John Haldane, Professor der Physiologie in Oxford, hatte kürzlich bei der Explosion in der Tylerstown-Grube Gelegenheit, das Blut verschiedener menschlicher Opfer der Katastrophe und 133 von 15 getödeten Pferden zu untersuchen, und hat darüber eine Arbeit veröffentlicht, der der „Promethens“ das Folgende entnimmt: Wie die Autopsie ergab, waren von 57 der Katastrophe zum Opfer gefallenen Arbeiter 52 ausschließlich der Kohlenoxydvergiftung erlegen, zwei weitere durch Kohlenoxyd und Brandwunden getödet und drei durch den von der Explosion empfangenen Stoß. Das Kohlenoxyd ist also der Hauptfeind, ein um so gefährlicherer, als es geruchlos ist und schon bei einem Gehalte von 0,2 Proz. in der Luft ausreicht, dem Menschen die Bestimmung zu rauben, bei 1 Proz. ihn zu töten. Besammlisch forderl das Eindringen der Rettungsmannschaften in solche Gruben gewöhnlich weitere Opfer; und hierbei wie für das Gelingen der vom Kohlenoxyde drohenden Gefahr überhaupt könnte eine Beobachtung von Wichtigkeit werden, die Haldane bei seinen physiologischen Versuchen mit Kohlenoxydgas gemacht hat. Er konnte sich überzeugen, daß warmblütige Tiere von sehr kleinem Buße noch viel empfindlicher als der Mensch gegen dieses Lustgift sind, und daß eine Maus in einer Luft, die nur 0,4 Proz. Kohlenoxyd enthielt, schon nach 3 Minuten umsant, während der Mensch erst nach Verlauf einer halben Stunde Verästigungen empfindet. Es würde also für die Rettungsmannschaften, die in ein Kohlenbergwerk eindringen, sehr nützlich sein, in einem Käfig oder in einer Abteilung der Sicherheitslampe eine Maus mitzuführen, deren Umsinken einen Fingerzeig geben würde, daß die Gefahr, von der die Menschen nichts empfinden, drohend wird.

u. Milch und Gelatine. Man hat seit einiger Zeit bemerkt, daß die Sahnehaut der abgelohten Milch in einer Stärke erscheint, die sie früher nie erreichte. Dabei zeigt diese Sahnehaut jetzt eine eigenartig derbe Konsistenz, die den Hausfrauen schon den Verdacht nahelegte, ob diese merkwürdig reiche, derbe Haut vielleicht durch einen der Milch zugesetzten fremden Stoff hervorgerufen sein möchte, und man hat auch vermutet, daß dieser Zusatz Gelatine ist. Und so ist es in der That. Ursprünglich hat man in Chicago ein pulverförmiges Gelatinepräparat der Milch nur in geringen Mengen als Konservierungsmittel zugesetzt, später fanden die Milchhändler, daß dies Pulver im stunde ist, abgerahmter Milch eine schwere und reichliche Sahne zu verschaffen, die der natürlichen am Geschmack und Ansehen sehr nahe kommt, und so hat sich denn die Anwendung dieses Mittels als Verschönerungsmittel, in der That aber als ein unerlaubtes Verfälschungsmittel für Milch in ziemlich weite Kreise ausgedehnt. Wenn der Verdacht vorliegt, daß der Milch dies Gelatinepräparat zugesetzt ist, so existiert eine sehr einfache und sichere Probe: Man braucht nur eine kleine Menge der verdächtigen Milch abzudampfen; sie hinterläßt, wenn der Verdacht gerechtfertigt war, einen beträchtlichen Rückstand von Gelatine.

Archäologisches.

— Eine Ausstellung der ägyptischen Papyrusfunde von Grenfell und Hunt, die in Oxyrhynchus und Fahun gemacht worden sind, ist in den Räumen der Londoner Society of Antiquaries eröffnet worden. Zugleich mit ihnen ist eine Sammlung von höchst interessanten griechischen Mitgegenständen ausgestellt, die Hogarth in Naucratis (westlich vom Nildelta) gefunden hat. Auf die Wichtigkeit der neugewonnenen Papyri wurde schon des öfteren hingewiesen. Von besonderem Interesse ist neben den für die griechische Litteraturgeschichte so wertvollen Funden bisher unbekannter Texte eine Anzahl von Dokumenten, die uns das tägliche Leben der Zeit, der sie angehören, der ersten drei Jahrhunderte v. Chr., näher rücken. So fanden sich z. B. drei Quittungen für Steuern, die von den Einwohnern von Theadelphia der königlichen Bank zu Crocodilopolis (Arsinoe) im 50. Jahr des Energetes (121 v. Chr.) gezahlt worden sind; ebenso aber auch Einladungen zu einer Mahlzeit, der wenig respektvolle und schon berühmte gewordene Brief des Knaben Theon an seinen Vater, eine Zahlung für eine Mäusefalle usw. Eine medizinische Vorschrift aus dem Jahre 200 v. Chr. gegen „Ohrschmerzen“ lautet folgendermaßen: „Verdünne etwas Gummi mit Eilenbalsam und füge Honig und Roseneffenz hinzu. Wickle in Del

getränkte Wollle um eine Sonde, wärme es und tropfe es hinein.“ Ganz modern mutet ein Fragment aus dem Jahre 50 v. Chr. an, eine Anklage eines Mannes gegen seine entlaufene Frau: „An den Gouverneur Alexander: Tryphon, Sohn des Dionysius, Einwohner von Oxyrhynchus. Ich heiratete Demetrous, die Tochter des Heraklides; sie verlieh mich aber und nahm verschiedene Sachen, die mir gehörten, mit sich; die Liste derselben gebe ich unten. Ich beantrage daher, daß sie vor Ihnen erscheinen muß, damit sie bestraft wird und mir mein Eigentum zurückgibt. Dieser Antrag soll aber andere Ansprüche, die ich auf sie habe oder haben werde, nicht beeinträchtigen.“ Die Liste der Sachen, die die Frau mit sich nahm, ist aber leider verloren gegangen.

Aus dem Tierleben.

— Weit wandernde Vögel, „Wer weiß es zu sagen, wo die Kuaas ihre Nester bauen?“ lautet ein altes Maori-Spruchwort, das sich auf die Unbekanntheit mit dem fernen Lande bezieht, nach welchem die neuseeländische Uferschnepfe zur selben Zeit wandert, wenn die anderen dortigen Wandervögel von ihrer Ueberwinterung auf den pacifischen Inseln heimkehren, um in Neu-Seelands Wäldern zu brüten und ihre Jungen aufzuziehen. In zahllosen Scharen sammeln die Uferschnepfen sich in der sogenannten Seelenbucht an der Nordwestspitze Neu-Seelands, von wo die Seelen der verstorbenen Maori dem Volksglauben zufolge nach dem fernen Heimatlande ziehen, aus dem ihre Vorfahren gekommen sind, und die Vogelkundigen sagen, daß diese Vögel im nördlichen Sibirien brüten. Gegen diese Angabe wendet sich in der englischen Zeitschrift „Nature“ ein in Wimbeldon (Neu-Seeland) wohnender Ornithologe, Taylor White, mit Gründen, die etwas Bestechendes haben. Es sei bekannt, sagt er, daß kein Vogel den Äquator und die heißen Tropenzonen zum Zwecke einer Jahreszeitenwanderung überfliege, da er ja warme Winterländer ebenso auf seiner, hier der südlichen Halbkugel, wie auf der andern finden könne. Warum ziehe der Vogel nicht, wenn ihm der neuseeländische Sommer zu warm wird, nach den dortigen Alpenhöhlen, wo verschiedene der dortigen Strandvögel nisten, oder besuche die antarktischen Küsten? Von den meisten neuseeländischen Vögeln ist es bekannt, daß sie nach Tahiti, Karotonga, den Samoa- und Fidji-Inseln ziehen, wenn ihnen das Futter auf Neu-Seeland zu mangeln beginnt. Es ist zunächst, wie im „Prometheus“ dagegen ausgeführt wird, allerdings zuzugestehen, daß die Zugstrahlen der Vögel vielfach sehr eigentümlich und nicht immer aus den gegenwärtigen Verhältnissen leicht verständlich sind, so daß man auf vorhistorische Zusammenhänge der Erdteile zurückgreifen mußte, um ihre Wege und Zugstrahlen zu verstehen. Unrichtig ist aber, daß die Vögel bei ihren Wanderzügen die heißen Zonen der Äquatorländer nicht überfliegen sollen, denn von mehr als einem Vogel sind so weite Wanderzüge wohl bekannt. Gleich ein näherer Verwandter der Uferschnepfen, der graue Schnepfenläufer, welcher die Tundra Nordamerikas bewohnt, zieht von August bis Oktober bis nach Südamerika südwärts, um dort den Winter zu verbringen, und verfliegt sich nicht selten bis nach Großbritannien und Frankreich. Der schöne Kampfläufer führt seine Flüge von Nordeuropa bis zum Kaplande und macht Absteher bis nach Asien und Nordamerika; das sind Reisen, die denen der neuseeländischen Vögel bis nach Nord-Sibirien die Wage halten.

Technisches.

10. Erhigung durch kaltes Wasser. Es ist eine merkwürdige und verblüffende Erscheinung, daß eine an einem Ende bis zur Rot- oder Weißglut erhitzte Eisenstange am anderen Ende heißer wird, wenn sie plötzlich in kaltes Wasser getaucht wird. Den Arbeitern in Eisenhütten ist diese Thatsache wohl bekannt, während eine Erklärung dieses scheinbaren Widerspruches noch immer auf sich warten ließ. Jetzt hat der belgische Professor Lagrange seine Versuche darüber der belgischen Akademie der Wissenschaften vorgelegt. Er weist darin nach, daß die beschriebene Wirkung gar nichts Unnatürliches besitzt, sondern im Einklang mit den gewöhnlichen Gesetzen der Wärmeleitung steht. Die eiserne Stange wird in jedem Falle in einem Zustande vom Feuer entfernt, in dem der höchste Grad ihrer Erhigung noch nicht erreicht ist. Daher ist die Temperatur des nicht im Feuer befindlich gewesenen Endes noch im Steigen begriffen, nachdem die Stange vom Feuer genommen worden ist. Wird nun das heiße Ende der Stange unmittelbar darauf plötzlich in kaltes Wasser getaucht, so nimmt die Temperatur an dem anderen Ende noch zu, und zwar schneller, als es ohne die gewaltsame Abkühlung der Fall sein würde. Dagegen erreicht jenes Ende der Stange keine so hohe Temperatur mehr, als wenn man das heiße Ende langsam sich abkühlen lassen würde. Man kann aber auch die Stange so lange erhitzen, bis sie in ihrer ganzen Ausdehnung gleichmäßig in Glut geraten ist, und dann findet auch keine weitere Zunahme am anderen Ende statt, ob das heiße Ende nun langsam oder schnell abgetüht wird.

Humoristisches.

— Derjenige, welcher! In einer Stadt der Mark wurde kürzlich ein Nächstfest gefeiert, auf dem, wie die „Arnst. Btg.“ berichtet, der Maurerpolier folgende Rede hielt: „Meine Herren! Nachdem bei Haus nu fertig ist, ist es auch recht und billig,

bei wir Derer gedenken, die bei schöne Gebäude uffgeführt haben. Hier ist erstens zu nennen: der Theoretiker, der versteht's, aber kann's nich; zweitens: der Praktiker, der kann's, aber versteht's nich; drittens: der praktische Theoretiker, der versteht's und kann's auch, bei is nämlich der Maurerpolier und bei bin id — er lebe hoch! hoch! hoch!“

— Die Belehrung des Bürgermeisters. In einem Orte im tiefen Westerwald sollte, so erzählt die „Zgl. N.“, ein Kriegerfest abgehalten werden, es mußte aber wegen des schlechten Wetters verschoben werden. Als am nächsten Sonntag die von auswärts geladenen Vereine wieder kamen, prangte am Eingang zum Festraum eine bürgermeisterliche Bekanntmachung, die folgenden Wortlaut hatte: Bekanntmachung. Aus Anlaß der am vorigen Sonntag vorgekommenen Streitigkeiten wird das folgende zur Warnung und Belehrung hergekehrt: Streitigkeiten und insbesondere wenn solche in Thätlichkeiten ausarten, werden meinerseits unmaßsächlich der Polizei, unter Umständen dem Staatsanwalt unterbreitet werden. Zur Belehrung diene folgendes: Bei einem spanischen Stiergeficht, wo zwei Stiere in die Schranken traten, wich einer ohne den Kampf aufzunehmen, gänzlich aus. Unter dieser Erzählung stand: Lieber Mensch das rat ich Dir, sei nicht dümmer als der Stier. So gegeben D., den 9. Juli 1899. Der Bürgermeister K.

Notizen.

— Ein „Sängerhaus, das ein Mittelpunkt für alle Sangeskunstbestrebungen Berlins“ werden soll, ist nach dem „V. Z.“ im Westen von Berlin geplant. Das Grundstück hierzu ist bereits erworben. Das Gebäude wird einen Hauptsaal für große Sangesfestveranstaltungen enthalten, der 5000 Zuhörern Raum bieten soll, und außerdem noch andere Säle für je 1000 Personen. Auch sonstige Vereinstalitäten aller Art, für die Zwecke der Gesangsvereine bestimmt, sind im Bauplan vorgesehen. — Die Idee des Unternehmens ist durch den „Sängerkrieg in Kassel“ eingegeben, der Geist des Ganzen somit charakterisiert. Wer weiß, vielleicht kommt auch daselbe — Deficit dabei heraus.

— Hermann Döttcher und Max Kirchner, die in der letzten Spielzeit am Berliner Schauspielhause gastierten, sind jetzt endgültig engagiert worden. Der Operettentenor Karl Streitmann wird zwölfmal an der Berliner Oper gastieren.

— „Pelleas und Melisande“ von Maeterlinck ist vom Dresdener Hoftheater zur Aufführung angenommen worden.

— Die Stadtverordneten-Versammlung in Frankfurt a. M. hat einen stilligen Antrag des Magistrats, die Büchersammlung des verstorbenen Dr. Guido Weiß anzukaufen, angenommen.

— In Brägg ist ein alter Kamin entdeckt worden, der mit einer bemerkenswerten Fresse aus der Remlingischen Schule geschmückt ist.

— Für die Ausstellung Van Dyckscher Werke, die im nächsten Monat in Antwerpen eröffnet wird, sind insgesamt 100 Werke des Malers zusammengebracht.

— Ein englischer Zimmermann hat eine Kantate veröffentlicht, zu der er selbst Text und Musik geschrieben hat. Außerdem hat er zu dem Buche Kupferstiche geliefert und selbst die Abzüge gemacht, und eine kleine Orgel für sich, sowie eine Geige für seine Tochter gebaut.

— Das Programm des ersten Studienjahres der Pariser Journalistenschule ist bereits zum Teil festgestellt. Vom 6. November 1899 bis zum 21. Januar 1900 werden wöchentlich einmal Henry Fouquier über Geschichte des Zeitungswesens und Jean Cruppi über Gerichtssaal-Berichterstattung sprechen. Vom 21. Januar bis zum 15. Februar werden Seignobos und Cornély über praktischen Journalismus lesen.

— Dr. Verthold Laufer hat nach dem „Globe“ als Mitglied einer russischen Expedition im vergangenen Jahre auf der Insel Sachalin von den Ollscha-Lingusen eine Sammlung bisher unbekannter hölzerner Idole und Amulette aus Nidchaut erworben. Es ist ihm ferner gelungen, Gesänge der Siljaken und Lingusen vermittelst des Phonographen aufzunehmen.

— Gewichte aus Glas sind jetzt in der Schweiz vielfach in Gebrauch. Sie sind aus einer besonderen Glasorte hergestellt, die äußerst geläutert und sorgfältig gefärbt ist, so daß sie nicht leicht zerbrechen können. Die Gewichte werden hergestellt in Größen von 2 und 1 Kilogramm, 500, 200, 100, 50, 20, 10 und 5 Gramm; sie haben die übliche Form mit einem Knopf zum bequemeren Anpassen, und ebener Bodenfläche, jedoch ist die Kante zwischen Boden und Seitenfläche abgerundet. Die Gewichtsbezeichnung ist auf der oberen Fläche des Knopfes eingegossen.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 16. Juli.